

Sebastian Schnoy

# **Von Krösus lernen, wie man den Goldesel melkt**

Von der irren Jagd nach dem Geld

**PIPER**

München Berlin Zürich

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:*  
*[www.piper.de](http://www.piper.de)*

ISBN 978-3-492-06055-4  
September 2016  
© Piper Verlag GmbH, München/Berlin 2016  
Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell  
Gesetzt aus der Chaparral Pro  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany



# Warum denken die Deutschen öfter ans Geld als an die Liebe?

*»Als ich klein war, glaubte ich,  
Geld sei das Wichtigste im Leben.  
Heute, da ich alt bin, weiß ich, es stimmt.«*

**Oscar Wilde**

Umzüge waren die letzte Sache in meinem Leben, die noch ohne Geld ablief. Zog ich um, waren rund acht Freunde zur Stelle, meine Mutter machte Kartoffelsalat, es wurde geschleppt, gelacht und am Ende Bier getrunken. Als ich vor einem Jahr erneut den Stadtteil wechselte, stöhnten auch meine treuesten Kumpel am Telefon: »Wieso lässt du das nicht eine Spedition machen?« Dabei ging es doch nur um vier Stunden Arbeit für einen Freund. Sehnsüchtig dachte ich an die Familie meines Nachbarn Dimitri, der aus Russland stammt. Als er in die Wohnung neben mir einziehen wollte, erschienen zunächst zahllose Cousins und Freunde, die ihm alle Zimmer strichen und eine neue Küche einbauten. Für den Umzug selbst hatte er nicht nur unzählige Helfer, einer war sogar im Besitz eines Lkw. Das

Buffet seiner Mutter reichte selbst für mich als nicht helfenden Nachbarn, der nur zufällig durchs Treppenhaus gegangen war. »Komm, Sebastian, iiiiß was«, sagte er mit dem spitzen »i«, das er aus Jekaterinenburg mitgebracht hatte.

Dimitri sparte sich aber nicht nur die Maler, die Spedition und den Cateringservice – in der Zeit nach seinem Einzug bemerkte ich, dass er sich auch in anderen Lebensbereichen weitgehend aus dem Geldsystem raushielt. Wenn seine Tochter mit Fieber zu Hause bleiben musste, zogen vorübergehend die Großeltern ein. Wenn mein Sohn erkrankt war, mussten meine Frau und ich ein kostspieliges Kindermädchen engagieren, da meine Eltern am Telefon sagten: »Wir fahren doch morgen nach Martinique, das Essen soll sehr gut sein auf der Queen Mary.«

Wenn Dimitri in den Urlaub fuhr, besuchte er stets irgendeinen seiner Verwandten, die sich über ganz Europa verteilt hatten. Sogar in London wohnte ein Schwager. Ich musste dort für viel Geld ein Hotelzimmer buchen. Er hatte Freunde, die ihm das Auto reparierten. Ich muss bis heute zum Audi-Händler und hasse ihn für Gespräche wie dieses: »Die Inspektion lief tadellos, Herr Schnoy, Ihr Wagen hat nichts.«

»Klasse!«

»Das macht dann 623,56 Euro. Zahlen Sie mit Karte?«



Dimitri vermied jede Art von Ausgaben. Das akzeptierte sogar der Mann von der GEZ, deren Geldeintreiber in

Deutschland eigentlich als besonders hartnäckig gelten. Als dieser bei ihm klingelte, wurde ich von empörtem Russisch aufgeschreckt, das durch den Hausflur tönte. Durch den Spion sah ich, dass er den Mann durch den Flur führte und rief: »Heizung kaputt! Wann Sie machen heil?« Das waren dann auch die einzigen deutschen Wörter, die er in diesem Gespräch benutzte. Später sagte er mir dazu lächelnd: »Jetzt habe ich wieder Ruhe.«

Er war weder in einem Sportclub Mitglied noch im ADAC. Buchte keine Pauschalreisen und bestellte nichts im Internet. Als an sich marktliberal eingestellter Bürger machte ich im Geiste eine Liste. Auf die notierte ich Dimitris Partys, die ohne DJ und Cateringervice auskamen, die Tochter, die Klavier bei seiner Schwester lernte, und die Oma, die gegen alle möglichen Krankheiten ein Mittel »von zu Hause« anfertigen konnte. Alles zusammen belief sich der volkswirtschaftliche Schaden, den allein die Familie von Dimitri Jahr für Jahr anrichtete, auf mindestens 30 000 Euro. Man muss kein Volkswirt sein, um diese Summe auf alle ähnlich lebenden Familien hochzurechnen und dabei auf einen Millionenschaden zu kommen. Ein Heer von Erzieherinnen, Heilpraktikerinnen, Mechanikern, Musiklehrern und Handwerkern blieb arbeitslos, weil ein Teil der Bevölkerung einfach alles selbst machte. Ein Skandal!



Als Dimitris Ehe kriselte, hörte ich erst laute Wortwechsel durch die Wand, dann verschwand Dimitri mehrere Tage

mit einem Kumpel. Als es in meiner Ehe kriselte, suchten wir Rat bei einer Beziehungstherapeutin. Ihre astronomischen Rechnungen ließen die von Audi wie einen Freundschaftsdienst aussehen, aber wir wollten professionelle Hilfe. Später zog Dimitri wieder ein und meine Frau aus. Ich hatte daraufhin einen Anflug von Depressionen.

»Wodka hilft, und russische Frauen auch!«, grinste Dimitri, aber ich zog eine Psychologin vor. Als ich dieser meine Geschichte erzählte und die Frage aufwarf, ob der Nachbar mit einem Freund als psychologischem Beistand nicht vielleicht besser dran sei als ich, sagte sie, dass gerade diese Äußerung zeige, wie sehr ich an einem ernst zunehmenden Syndrom leide. Ich konnte mir den Namen meiner Störung nicht merken, aber sie schlug vor, besser noch fünf weitere Termine auszumachen.

Einige Jahre und viele erhellende Dimitri-Momente später zog ich in ein anderes Viertel, nach Hamburg-Othmarschen. Es war jener Umzug, bei dem mir niemand mehr ohne Bezahlung helfen wollte. Hier in den sogenannten Elbvororten waren auch Bereiche vom Geldsystem befallen, bei denen ich es bis dahin für völlig undenkbar gehalten hatte. Dienstleister suchten nicht nur die Möbel und Vorhänge aus, mein neuer Nachbar Marc bezahlte sogar jemanden, der mit ihm joggen ging. An meinem ersten Wochenende am Elbstrand sah ich große Range Rover in dunkelgrüner Lackierung, aus denen Windhunde sprangen, die zweisprachig erzogen wurden. Natürlich nicht von den Eigentümern der Hunde, sondern von Leuten, die Geld damit verdienten, anderer Leute

Hunde auszuführen. Hier gab es sogar einen Poloclub, wobei man nicht selbst Polo spielte, sondern spielen ließ.

Der Unterschied zwischen Dimitris Kunst, aus der Not eine Tugend zu machen, und der Tugend meiner neuen Nachbarn, ohne Not viel Geld auszugeben, wird anhand dieser Erlebnisse sehr deutlich. Dimitris geldloses Leben war schlicht dem Umstand geschuldet, dass er nur wenig Geld hatte und den Rest anders organisieren musste. Seine Freunde waren solidarisch, weil die Mittel knapp waren. Diese Solidarität ist genau das, was viele Menschen, die in der DDR lebten, in guter Erinnerung haben, man half sich, war füreinander da. Aber wieso hilft man sich nicht mehr gegenseitig beim Tapezieren, wenn alle in Wohlstand leben? Wieso hatte Dimitri Freunde, die für ihn alles machten, und ich nicht? Ich hatte ihn einmal darauf angesprochen, ihm sinngemäß gesagt, ich beneide ihn dafür, dass er für jeden Fall jemanden kenne, der ihm helfe. »Du hast Geld, ich habe Freunde«, antwortete er lapidar und ließ mich mit meinen Rechnungen zurück.



Geld bestimmt inzwischen so unser Denken, dass wir völlig überrascht sind, wenn es bei anderen auch ohne geht. Ich hatte eine Begegnung, die mich immer noch peinlich berührt, wenn ich daran denke. Eine Freundin aus Griechenland, die in Hamburg lebt, erzählte mir, sie wolle ihr Ferienhaus an der Ägäis aufgeben. Es lohne sich nicht, sie fahre einfach zu selten hin. Ich wandte sofort ein: »Du kannst es doch an Freunde vermieten.« Sie schaute mich

einen Moment lang still an und sagte dann: »Ich kann doch von Freunden kein Geld nehmen.«



Und das sollten wir auch nicht. Geld erobert schon so immer größere Bereiche unseres Lebens. Meine Oma hat sich immer dagegen gewehrt und gesagt: »Über Geld redet man nicht.« Ich werde in diesem Buch dagegen fast nur über die Macht und den Siegeszug des Geldes reden und sehe sie förmlich vor mir, wie sie die Augenbrauen hochzieht und ihre Dose mit Bohnenkaffee zurück ins Regal stellt. In Büchern hat man die Zeit, gründlich zu sein, und so sei gesagt, dass meine Oma durchaus ihren Grundsatz, nicht über Geld zu reden, brach, wenn sie hin und wieder rief: »Ich bin doch nicht Krösus!«



Wenn Sie dieses Buch gekauft haben, um zu erfahren, wie man endlich reich wird, werden Sie es nicht bereuen. Es gibt dafür unendlich viele Möglichkeiten, es bleibt nur die Frage, ob Sie bereit sind, alles zu tun, um reich zu werden, auch Dinge, die man nicht tun sollte. Ich mache mich in diesem Buch daher auch auf die Suche nach Alternativen, Lebensentwürfen und Gegenden, die es schaffen, ohne Geld zu leben. Welche drei Dinge würden Sie zum Beispiel auf eine einsame Insel mitnehmen? Hoffentlich kein Geld – wozu auch? Vielleicht ein Buch? Oder besser gleich drei Bücher? Ich persönlich habe tatsächlich mal eine

unbewohnte Insel in der Karibik betreten. Sie ist winzig, namenlos und liegt in der Nähe von St. Martin. Hier die drei Sachen, die ich dorthin mitgenommen habe: eine Schnorchelbrille, eine Badehose und rund 1800 Gäste der »Aida Luna«, die an diesem Tag ebenfalls eine einsame Insel kennenlernen wollten. Stundenlang wurden sie mit Tenderbooten übergesetzt. So konnte ich am Strand an einer von der Crew aufgebauten Bar einen Caipirinha trinken, und der Bordfotograf machte ein Foto von mir. Für das Foto wurden mir später 8 Euro, für den Cocktail knapp 6 Euro in Rechnung gestellt. Und das auf einer Insel, auf der es vorher noch nie Geld gegeben hatte und danach wohl nie wieder geben würde. Dieses kleine Beispiel zeigt, zu welchen Eroberungszügen Geld fähig ist. Die ganze Welt war einst so friedlich wie diese Insel, doch dann hat das Geld nicht nur unsere Arbeit, nein, auch unsere Beziehungen zu anderen Menschen und schließlich unsere Gedanken erobert.



Mit Geld ist es wie mit Chips, hat man einen im Mund, will man alle! Geld regiert nicht nur die Welt, es unterwirft sie. Die einen vergöttern es, die anderen verteufeln es als schmutzig und Grund für alles Elend auf dieser Welt. Mein Ansatz ist ein anderer: Es kann gut sein, Schulden zu haben. Kredite können Fluch, aber auch Segen sein. Und im Geld zu schwimmen kann auch trostlos sein. Das mussten die Deutschen im Jahr 1923 feststellen, als eine Badewanne voll Geld billiger war als eine Badewanne voll

Wasser. In jenem Jahr wurde auch die 10-Millionen-Mark-Briefmarke ausgegeben – für einen Standardbrief. Nach der Krise waren dann wieder diejenigen reicher, die schon zuvor die Reichsten waren, und dieser Effekt, dass Krisen Reiche reicher und Arme ärmer machen, gilt bis heute. Wir sollten das im Hinterkopf behalten, wenn wir uns nach den Ursachen von Krisen fragen. Es ist überraschend, dass ausgerechnet ein Fabrikant wie Henry Ford sagte: »Würden die Menschen das Geldsystem verstehen, hätten wir eine Revolution, noch vor morgen früh.«

Und wer nicht rauben kann, wer keine Gefolgschaft hat, die für irgendeine Idee Mitgliedsbeiträge bezahlt, wer nichts zu verkaufen hat, der kann es immer noch machen wie Viktor Lustig im Jahr 1925. Ihm gelang es, in Paris den Eiffelturm an einen Alteisenhändler zu verkaufen. Über den Abriss war zuvor schon oft diskutiert worden. Nach der Weltausstellung rostete er, und man fand, er passe nicht in die Stadt. Das brachte Viktor Lustig auf eine geniale Geschäftsidee. Er lud die sechs größten Schrotthändler ins feine Hotel de Crillon am Place de la Concorde ein. Im Auftrag der Stadt Paris wolle er Gebote für die Verwertung des Turms einholen. André Poisson bot 50 000 Franc, verlangte aber einen Beweis dafür, dass Victor Lustig die Stadt Paris vertrat. Als dieser daraufhin ein zusätzliches Schmiergeld von 3000 Franc für die Vermittlung forderte, gab ihm der Händler anstandslos das Geld und sagte später: Er habe gedacht, wenn sich der Mann bestechen lässt, muss er ein echter Politiker sein.

Übrigens schreibe ich dieses Buch ohne jeden ideologischen Ansatz. Ich bin weder Globalisierungsgegner noch Wirtschaftsentshusiast. Ich bin kein Kommunist und auch kein FDP-Wähler, weder konservativ noch grün oder Sozi. Aber wahrscheinlich von allem etwas. Das Besondere an meinem Leben als Autor und Künstler ist, dass ich ständig auf Reisen zwischen den gesellschaftlichen Schichten bin. Ich kenne das Leben in Arbeitervierteln, in denen des Sommers ein Sofa aus dem dritten Stock geworfen und vor ihm ein Feuer aus Pressspanplatten gemacht wird. Ebenfalls zu Gast war ich beim Grillfest eines Hamburger Reeders in Blankenese, der einmal jährlich zu einem solchen unter das Blätterdach der alten Kastanien in seinem Garten einlädt. Ich kenne das Geräusch, das Kies macht, wenn er in der Auffahrt von den Reifen eines Wiesmann-Cabrios aufgewühlt wird, ebenso weiß ich, wie es klingt, wenn jemand mit den Zähnen eine Flasche Astra öffnet. Ich treffe regelmäßig Menschen, die mehr als eine Million Euro in der Wirtschaftskrise 2008 verloren haben und trotzdem noch reich sind, und solche, die sich beim Kauf einer Waschmaschine für Ratenzahlung entscheiden. Der Blick auf die Welt ist vom Blankeneser Elbhang hinab auf Segler und Containerschiffe ideologisch ebenso geschärft wie in der mobilen Küche im G8-Camp der Attac-AktivistInnen. Am Kuchenbuffet im Gewerkschaftshaus ist die Meinung genauso gefestigt wie beim Neujahrsempfang der Handelskammer. Allerdings bleibt unsere eigene Haltung zum Wirtschaftssystem nur so lange unerschütterlich, wie wir es schaffen, uns konsequent in nur einem Milieu aufzuhalten. Wir passen uns unserer Umgebung

an. Ein Punk unter Punks verhält sich genauso angepasst wie ein Banker unter Bankern. Reist man aber von einer Schicht in die nächste, passiert Folgendes, zumindest ist es mir passiert: Plötzlich erscheint einem auch das Weltbild der anderen irgendwie plausibel. Jeder erzählt eine Geschichte, die schlüssig ist. Ich erinnere mich an die Veranstaltung einer großen Bank für mittelständische Unternehmen, auf der mir der Inhaber einer Firma für Pumpen mit strahlenden Augen erklärte, wie wunderbar das Freihandelsabkommen TTIP für ihn wäre. »Schauen Sie, es dauert vier Jahre, bis wir eine Pumpe in Deutschland zugelassen bekommen. Wenn wir sie in den USA verkaufen wollten, ginge alles von vorne los. Es gibt da große rechtliche Risiken. Mit TTIP wäre alles anders, ist die Pumpe hier geprüft, ist sie auch da zugelassen, perfekt!« Mir fiel kein Argument ein, warum man seinen Pumpen unnötig das Leben schwer machen sollte, und das, obwohl ich auch viel Zeit mit linken Kulturredakteuren und Journalistinnen der *taz* verbringe, für die das Wort TTIP aus vielerlei Gründen ein Synonym für das Böse ist. Zwischenzeitlich beunruhigte mich dieser Vorgang sogar. Habe ich etwa keine belastbare Meinung?, fragte ich mich. Bin ich ein Fähnchen im Wind? Doch dann stieß ich auf einen Satz des Schriftstellers Jonathan Franzen. Er sagte sinngemäß, dass niemand ein gutes Buch schreiben könne, der eine gefestigte Meinung hat. Das beruhigte mich. Aber nicht nur für ein gutes Buch, auch für die ganz private Suche nach der Wahrheit braucht es diese Unsicherheit. Ich empfehle allen, ihr Milieu, soweit möglich, ebenfalls mal zu verlassen. Das ist schon bei kleinen Themen hilf-

reich. Wer täglich mit dem Auto zur Arbeit fährt und über Radfahrer flucht, die sich angeblich rücksichtslos verhalten, der erweitert seinen Horizont, wenn er nur drei Tage aufs Rad umsteigt. Man wechselt schneller das Lager, als man es jemals für möglich hielt, und flucht ab sofort über rücksichtslose Autofahrer.



Wenn ich in diesem Buch die Macht des Geldes beleuchte, geht es immer auch um Wirtschaft, Arbeit und Jobs, bei denen Geld erwirtschaftet wird. Und auch hier gibt es Fahrrad- und Autofahrer. Wer Unternehmen schon an sich für dreist und egoistisch hält, sollte einfach mal ein kleines Café eröffnen. Dann wird er sehen, wie schnell es sich über die Regelungswut des Staates fluchen lässt.



In welches Lager gehören Sie? Sie können das mit folgender Frage klären: »Wer zahlt den Arbeitnehmeranteil an den Sozialabgaben? Der Arbeitnehmer oder der Arbeitgeber?« Eine in Deutschland verwirrende Regelung suggeriert, dass Arbeitnehmer die Hälfte der Sozialbeiträge selbst bezahlen. Das unterstreicht zumindest die Lohnabrechnung, auf der, sagen wir mal, 3800 Euro brutto steht, wovon dann die immensen Beiträge abgezogen werden. Doch so wie alle Angestellten nur interessiert, was sie netto mit nach Hause nehmen, interessiert den Unternehmer nur, was die Angestellten brutto kosten, denn

diese Summe, inklusive der gesamten Sozialabgaben, muss er auf deren Konto überweisen. Ist es also nicht doch das Unternehmen, das alles bezahlt? Kommunisten antworten darauf, der Arbeiter würde den Mehrwert schaffen, also das, was ein Auto mehr wert ist als die Summe seiner Rohstoffe. Um diesen Mehrwert würden die Fabrikanten die Arbeiter betrügen, wenn sie Reichtum anhäufen und keine anständigen Löhne zahlen. Henry Ford hatte noch eine andere, besonders brillante Theorie zu dieser Frage, als er sagte: Nicht der Arbeiter, nicht der Unternehmer, sondern allein das Produkt zahlt die Löhne und auch den Gewinn, den der Chef einstreichen kann. Und natürlich: Es ist das Geld der Kunden, die eine Pumpe kaufen, das auf dem Konto der Pumpenfirma landet. Von diesem Geld wird alles bezahlt, auch der Lohn der Arbeiter.

Egal wohin uns diese Grundsatzdiskussion treibt, man wird sich darauf einigen können: Geld kann Wohlstand schaffen, und Geld kann Wohlstand zerstören. Wenn eine Frau Hoffmann Schuhe designt, die gut ankommen, dann kann sie sich mit dem verdienten Geld jemanden leisten, der mit ihren Hunden Gassi geht, während sie eben Schuhe designt. Und der Schüler Jakob, der mit ihren Hunden Gassi geht, kann sich mit dem verdienten Geld genau diese Schuhe kaufen. Doch was, wenn uns das davon abhält, Dinge zu tun, die wir wirklich tun wollen? Was, wenn die Schuhdesignerin ihre Hunde liebt, aber zu wenig Zeit hat, bei ihnen zu sein, weil sie zu viel arbeitet? Wirklich lachen musste ich, als mein neuer Nachbar Marc einen Schnupfen hatte und nicht mit seinem Personal

Trainer joggen gehen konnte. Marc ließ ihn einfach allein die Strecke laufen, schließlich hatte er ja für die Stunde bezahlt.

Geld erobert auch Bereiche, in denen es nichts zu suchen hat. Es gibt heute viele Menschen, die geradezu geldverseucht sind. Sie können keinen einzigen Satz mehr sagen, ohne einen Preis zu nennen. Ich unterhielt mich einmal in einem Fitnessclub mit einer Frau, die dort auch trainierte. Wir trafen uns an der Proteinbar und kamen bei einem Eiweißshake ins Gespräch. Ich hob meinen Plastikbecher und sagte:

»Zum Wohl.«

»Danke. 3,20 Euro für 0,2 Liter, ganz schön happig.«

»Tja.«

»Gut, dafür ist die Grundgebühr hier echt in Ordnung. Da kann man nicht meckern.«

»Das stimmt«, pflichtete ich ihr bei und fand sie attraktiv. Ich habe eine Schwäche für Frauen, die ein Baseball-Cap tragen, aus denen hinten ihr Pferdeschwanz herauschaut.

»Warst du in New York?«, fragte ich und zeigte auf den NY-Aufdruck auf ihrem Cap.

»Ja, vor zwei Jahren, da war der Euro noch nicht so schwach. Aber die Hotels, Hölle, zum Glück habe ich im Internet die Seite lastcall.com gefunden, da werden so Kontingente vertickt, die erst spät freigegeben werden. 99 Dollar für ein Holiday Inn, und das in Midtown, das kriegt man sonst nirgendwo.«

»Als ich da war, war es sehr heiß«, sagte ich. »New York liegt ja auf demselben Breitengrad wie Rom, das wusste ich vorher gar nicht.«

»Nee, ich war im November da, da sind die Flüge günstiger.«

Es gelang mir, sie zum Essen einzuladen, auf ihren Wunsch ins Vapiano. Sie hatte dort eine Treuekarte und bat mich, auch wenn ich zahlte, die Bonuspunkte auf ihrer Karte eintragen zu lassen. So konnte sie irgendwann mal eine Pasta umsonst essen. Bis zu dem peinlichen Moment mit den Bonuspunkten hatte ich in aller Ausführlichkeit erfahren, dass es kein Thema gab, bei dem ihr nicht ein Preis einfiel und ein Kommentar, ob dieser gut oder zu hoch sei.

»Auto oder Fahrrad in der Stadt?«

»Ich habe einen Einer-BMW geleast, konnte zum Glück einen Journalistenrabatt raushandeln.«

»Bist du Journalistin?«

»Nicht wirklich, aber ...«

»Welche Musik magst du?«

»Alles querbeet. Ich lade die Songs immer von einer holländischen Seite runter, weißt schon, ist nicht ganz legal, aber ...«

»Man muss nicht bezahlen ...«, kam ich ihr zuvor.

Ich suchte händeringend nach Themenwelten, in denen es keinen Preis gab ...

»Ist ja wirklich ein schöner, warmer Mai gerade ...«

»Eigentlich zu warm, hab gelesen, dass uns der Klimawandel noch Milliarden Euro kosten wird.«



Dabei wird uns, wenn der Klimawandel wirklich so zerstörerisch sein sollte wie behauptet, auch eine Milliardenüberweisung nicht mehr helfen.

Die Frau aus dem Fitnessstudio war vielleicht extrem, doch ich treffe immer wieder solche Menschen und habe auch selbst Probleme damit, einen Tag lang nicht über Geld zu sprechen. Doch wie können wir verhindern, dass Geld Besitz von uns ergreift? Wieso lassen wir es zu, dass Feuerwehrleute, Krankenpfleger und Kindergärtnerinnen für wenig Geld viel schufteten müssen, obwohl ihre Berufe bei Umfragen von der Bevölkerung stets als am wichtigsten und sinnvollsten angesehen werden? Wieso ist es trotzdem möglich, dass Immobilienmakler, Investmentbanker und Notare, die in denselben Umfragen nach dem Ansehen von Berufen auf den letzten Plätzen landen (noch hinter Zuhältern und Drogendealern), am allermeisten verdienen? Mit Tätigkeiten, die die meisten Menschen gering schätzen oder sogar verabscheuen? Zum Glück gibt es bis heute Grenzen des Geldsystems, vor allem bei allen, die nicht für jeden Preis zu haben sind. Es gab eine Zeit vor dem Geld, und es wird eine Zeit nach dem Geld geben. Es gibt Orte und Menschen, bei denen uns Geld schon heute nichts nützt, und ich hoffe, es gibt in den meisten Köpfen noch Bereiche, in denen Geld keine Kategorie ist. So wie bei Nicolas Berggruen. Der sagte: »Geld ist mir nicht wichtig.« Und das ist vorbildlich. Schließlich ist er Milliardär.



# Vom Raub zur Steuer

*»Erst beim Abfassen der Steuererklärung  
kommt man dahinter,  
wie viel Geld man sparen würde,  
wenn man gar keines hätte.«*

**Fernandel (1903 – 1971), französischer Schauspieler**

Wenn man versucht, Geld von seinem Girokonto an einem Geldautomaten abzuheben, obwohl keines mehr drauf ist, dafür aber der Dispokredit schon überzogen ist, wird man Zeuge eines unangenehmen Geräusches. Der Automat zieht die Karte ein, wird still, denkt wohl nach, und das länger als sonst. Die Sekunden ziehen sich, dann ruckelt es wieder, die Karte wird hin- und hergeschoben, aber das erlösende Geräusch, das die Scheine machen, wenn sie in den Geldschacht flattern, dieses leichte *ff-frrrtttt*, das auch Zauberer erzeugen, wenn sie einen Stapel Spielkarten kunstvoll von einer in die andere Hand fliegen lassen, bleibt aus. Der Schacht schiebt die Karte hinaus, man möchte sie eigentlich nicht mehr ziehen, sie

ist der Schwarze Peter. Diese Karte möchte niemand haben, und schließlich erscheint ein winziges Fenster auf dem Bildschirm. Man senkt den Blick und liest: »Auszahlung derzeit nicht möglich. Wenden Sie sich an Ihren Bankberater.« Dann dreht man sich um, da schon Leute hinter einem warten, zieht die Schultern hoch und sagt: »Na super, der Automat ist kaputt.« Bevor man fluchtartig das Weite sucht.



Wie kann es möglich sein, wo wir doch noch eben davon sprachen, dass die EZB Milliarden in den Markt pumpt, Liquidität ohne Limit herstellt, dass man selber am Ende am Automaten nicht mal mehr einen Fünfziger bekommt? Wie kann man so abgebrannt sein? Die Sympathie für Ganoven, die Geldautomaten sprengen, wächst in solchen Momenten exponentiell. Warum es nicht ihnen gleich-tun? Sich einen abgelegenen Geldautomaten suchen und nachts mit einer Flasche Propangas den Vorraum betreten. Schnell ist sie aufgedreht, ein Schlauch in den Schacht für die EC-Karten versenkt. Dann muss man nur noch sechs Teelichter möglichst dicht vor den Automaten schieben. Bis zur Explosion wartet es sich besser am anderen Ende des Parkplatzes. Der Gentleman verklebt noch die Tür mit einem rot-weißen Sperrband und einem Zettel dazu mit dem Hinweis »Außer Betrieb«, falls jemand im falschen Moment an den Automaten möchte. Diese Methode klappte im letzten Jahr so gut, dass immer mehr Banken überlegen, wie einsam ihre Automaten liegen

dürfen. Die letzte Generation der RAF, inzwischen im Rentenalter angekommen, galt als untergetaucht. Nun tauchte sie aber plötzlich wieder auf, da deren Mitglieder anscheinend Geld brauchten. Sie hatten mit ihren alten Methoden aus den 70ern weniger Erfolg. Stellten sie sich doch einem Geldtransporter in den Weg, schrien: »Aussteigen!«, und wedelten mit einem halbautomatischen Gewehr. Doch die beiden Männer in dem gepanzerten Fahrzeug stiegen nicht aus. Selbst als die Terroristen eine Salve über die Windschutzscheibe ballerten, die Kugeln jedoch abprallten, kauten die beiden Wachleute weiter ungerührt auf ihren Doppelwhoppern und stiegen einfach nicht aus. Schließlich gaben die RAF-Rentner entnervt auf.

### **Gib mir deine Jacke – die Erfindung der Abgabe**

Doch viel länger ist die Geschichte des geglückten Raubes. Einfach jemandem mit Gewalt etwas wegzunehmen war und ist bis heute die primitivste Form der Bereicherung – wenn auch nicht die effektivste. Lange ging es in der Geschichte darum, dass sich Leute einfach gewaltsam etwas aneigneten. Natürlich kann die italienische Mafia ein Restaurant in Neapel betreten, sämtliches Bargeld mitnehmen, dem Wirt einen Revolver an den Kopf halten, damit er auch den Safe im Hinterraum öffnet, sich zur Demütigung noch eine Pasta machen lassen, um danach den Wirt zu erschießen und das Restaurant abzufackeln. Aber ist

das klug? Die Mafia kam schnell darauf, dass ein Raub viel ergiebiger ist, wenn man seine Opfer nicht zerstört, sondern nur anzapft. Wer 20 Prozent Schutzgeld zahlt, bringt mehr ein. Krieg war und ist der größte vorstellbare Raub, doch auch bei ihm galt, dass es für den Räuber primitiv ist, sein Opfer nur einmal vollständig auszunehmen. Da Kriegsherren aber oft einfach gestrickt sind, ist der dumme Raub immer noch verbreitet. Von der vollständigen Demontage von Industrieanlagen im Zweiten Weltkrieg bis zur kompletten Beschlagnahme der Weizenernte in der Ukraine – die totale Zerstörung bringt dem Besitzer nur kurzfristig etwas ein. Deshalb gingen schlaue Unterdrücker schon früh dazu über, nur Steuern zu erheben, wie das Schutzgeld bei Staaten genannt wird. Die Mafia sichert seinem Opfer einen ominösen Schutz zu: »Wenn du zahlst, wird dir nichts passieren«, krächzt das Oberhaupt der Familie den Wirt an. Und nichts anderes sagt uns das Finanzamt.

Vielleicht kann der Wirt diesen Schutz sogar einfordern. Wenn er sich bei der Mafia beschwert, dass ein Gast seine Rechnung nicht bezahlt hat. Oder wenn der Nachbar über dem Restaurant Ärger macht, weil seine Gäste spät abends zu laut sind. Dann kann es sein, dass die Mafia tatsächlich die Interessen des Wirtes vertritt und dem Zechpreller einen Finger bricht und dem Nachbarn selbiges androht, wenn er sich noch mal beschwert. Doch meist weist das Schutzgeld nur auf das hin, was passiert, wenn der Wirt nicht bezahlt. Die Mafia wird dann selbst dafür sorgen, dass dem Wirt etwas zustößt.

Bei Kriegsherren waren es allen voran die Römer, die eroberte Länder nicht einfach blind ausplünderten, sondern

intakt ließen. Für die Bewohner änderte sich oft nur die Adresse des Finanzamtes. In dieser Situation lässt sich auch die Frage klären, was eigentlich zuerst da war: Geld, Schulden, Kredite oder vielleicht sogar Steuern?

### **Erst stechen, dann saugen**

Viele Menschen lernten Steuern als Erstes kennen, noch vor Schulden, Krediten oder Geld überhaupt. Kriegsherren, die es auf Bares abgesehen hatten, etwas, was sie heim in ihr Reich schleppen oder an ihre Soldaten auszahlen konnten, trafen oft auf Völker, die bis dahin Geld noch gar nicht kannten. Bei der Monetarisierung, also der Ausweitung des Geldsystems auf neue Gebiete, war zuerst gar kein Geld da. Und es ging auch niemand umher und verteilte welches wie bei der Einführung der D-Mark nach dem Zweiten Weltkrieg, als jeder 40 Euro Startguthaben bekam. Kapital schlägt man am besten aus Leuten, die keines haben. In der Antike und im Mittelalter sah dies so aus: Bei Bauern tauchten Männer auf Pferden auf. Dazu muss man wissen, dass Pferde lange so kostspielig und luxuriös waren, dass deren Reiter ungefähr so viel Eindruck machten, als führe heute ein mit Swarovski-Steinen besetzter Rolls-Royce in ein Dorf in Mecklenburg-Vorpommern. Die Reiter waren erst römische Soldaten, im Mittelalter, das in vielem so erbärmlich war, hießen sie Ritter. Sie bauten sich vor den Bauern auf und hielten die Hand auf, dahinter blitzte das gezückte Schwert oder der Morgenstern.

»So, Leute, ab jetzt werden wir Steuern erheben, jeder Bauer muss 20 Dukaten im Jahr bezahlen.«

»Ähm, aber wir haben gar kein Geld und bisher auch nie gebraucht.« Etwas enttäuscht setzte der Reiter noch mal an: »Kein Geld? So was! Na gut. Dann setze ich als Steuersatz fest – nennt es Grundsteuer oder Mehrwertsteuer, das ist mir schnuppe – zehn Säcke Weizen pro Jahr. Verstanden?«

Und fortan mussten die Bauern Steuern in Form von Weizen und anderen Erzeugnissen abliefern. Doch schon im dritten Jahr gab es am Zahltag ein für die Entwicklung des Finanzsektors entscheidendes Problem: »Das sind keine zehn Säcke Weizen!«, rief der Steuereintreiber. »Das sind nur fünf!«

»Die Ernte war dieses Jahr sehr schlecht«, gab der Bauer zu bedenken. Nach einigem Nachdenken hatte der Steuereintreiber eine Idee.

»Jeder Sack Weizen bringt uns 2 Dukaten, macht bei fünf fehlenden Säcken eine Steuerschuld von 10 Dukaten – unterschreibt diesen Schuldschein, das treiben wir dann nächstes Jahr ein.«

Die Pferde hatten schon umgedreht, als sich der Eintreiber noch mal an die Bauern wandte: »Fast hätte ich es vergessen, wir nehmen 20 Prozent Zinsen. Im nächsten Jahr sind also nicht 10 Dukaten fällig, sondern 12.«

Die Bauern guckten ratlos.

»Ach, ihr Deppen geht ja noch nicht zur Schule«, stöhnte der Eintreiber. »Das ist ein Sack mehr.«

Innerhalb weniger Jahre hatten die Bauern so viele Schulden, dass sie selbige auch mit einer Bombenernte

nicht mehr zurückzahlen konnten. Aber wie die Schulden tilgen? Die Bauern verloren ihr Land, mussten ihre Töchter und Söhne in die Sklaverei verkaufen und wurden am Ende selber Sklaven.

## Das Finanzamt im Islamischen Staat

Als in der Zeitung stand, dass die Terroristen vom Islamischen Staat in den von ihnen eroberten Gebieten 10 Prozent Steuern von der Bevölkerung forderten, konnte es nicht mehr lange dauern, dachte ich, bis der ursprünglich französische Schauspieler Gérard Depardieu seinen Umzug von Russland nach Rakka bekanntgeben würde. Nach all den Horrornachrichten über die Praktiken der Islamisten schienen 10 Prozent Steuern das erste Signal einer Mäßigung zu sein. In Frankreich hatte Präsident François Hollande zuvor versucht, eine Vermögenssteuer von 75 Prozent einzuführen. Für viele Menschen mit höherem Einkommen ist das Extremismus. Depardieu war nicht der Einzige, der daraufhin aus Frankreich floh, aber der Einzige, der seinen Wohnsitz ins russische Saransk verlegte. Wladimir Putin hatte ihm persönlich mit einem Erlass die Staatsbürgerschaft geschenkt.

Die islamistischen Terroristen erinnerten in ihrer Brutalität an die Christen der Kreuzzüge im aufkommenden Mittelalter. Bei beiden mörderischen Bewegungen mischten hauptsächlich Kriminelle mit. Um genug skrupellose Eroberer zu finden, wurden im christlichen Abendland sogar die Tore der Gefängnisse geöffnet. Entweder Kerker –

oder andere Völker im Namen der Bibel in Angst und Schrecken versetzen, lautete das Angebot. Wäre ich in dieser Situation, hätte ich auch nicht lange überlegen müssen. Wenn heute islamistische Terroristen aktenkundig werden, stoßen die Behörden oft auf lange Vorstrafenregister für Diebstähle, Überfälle und andere kriminelle Machenschaften. Gerade nach einem Leben ohne Sinn als Autoknacker, Gelegenheitszuhälter und Drogendealer ist ein Heiliger Krieg doch endlich mal etwas mit Sinn. So ist es heute im Nahen Osten und Europa, so war es damals in Europa und dem Nahen Osten. Trotzdem war auch im extremen frühen Mittelalter der moderate Steuersatz von 10 Prozent bekannt. Er wurde »der Zehnte« genannt, als jeder Bauer jeden zehnten Sack Getreide an den lokalen Tyrannen, die Kirche oder beide abliefern musste.

### Warum Geld nicht stinkt

Was ist eigentlich der Unterschied zwischen Raub und Steuern? Nun, wer der Meinung ist, dass das Geld, das einem der Staat abnimmt, für das Gemeinwohl eingesetzt wird, sieht sicher einen Unterschied. Die Vorstellung, dass das Drittel des erarbeiteten Gehaltes in Schulen und Kindergärten fließt und für die Verbesserung der Straßen eingesetzt wird, lässt einen ruhig schlafen. Da der Staat aber auch Milliarden von Steuergeldern zum Fenster hinauswirft, zum Beispiel für große Bauprojekte, die niemand will, wird auch hier reales Steuergeld benötigt. Was, wenn durch Zufall mein Steuergeld in den Ausbau der Schulen

fließt, Ihres jedoch in die Baustelle des Flughafens Berlin-Brandenburg? Was, wenn Ihre Einkommensteuer sinnlos verbrannt wird? Viele Menschen fluchen gerne über die Verschwendung von Steuergeldern, und wenn man nicht damit einverstanden ist, was mit dem eigenen Steuergeld passiert, dann gibt es für sie keinen Unterschied zwischen Steuerzahlungen und Raub. Denn auch wenn man protestiert und flucht, abgeben muss man das Geld trotzdem. Im Erfinden von neuen, verrückten Steuern waren unsere Herrscher immer schon kreativ. Wer im Russland unter Peter dem Großen einen Vollbart trug, musste eine Bartsteuer entrichten und ihre Bezahlung mit einer Metallplakette nachweisen, die man um den Hals trug. Rasierte man sich und trug lieber eine lange Perücke, wurde man in Preußen unter Friedrich I. zur Kasse gebeten. Wer Perücken trug, war reich und konnte deshalb auch eine Luxussteuer entrichten. Eine Perückensteuer könnte heute im Rheinland zur Karnevalszeit Millionen in die klammen Kassen der Kommunen spülen. Den Menschen Geld dafür abzunehmen, wenn sie auf Toilette müssen, ist keine Erfindung von Sanifair. Von denen stammt nur die Erfindung, den Menschen dafür einen Gutschein zu geben, mit dem sie einen Kaffee kaufen können, der um genau den Betrag verteuert wurde, der auf dem Gutschein steht.

Die erste Toilettensteuer erfand der römische Kaiser Vespasian. Seinem Sohn war das entsetzlich peinlich. Als er sich bei ihm beschwerte, hielt ihm sein Vater ein Bündel Geldscheine unter die Nase und sagte den berühmten Satz: »Geld stinkt nicht.«

Das dachte sich vielleicht auch Ryan-Air-Chef Michael

O'Leary, als er Toilettengebühren in seinen Flugzeugen einführen wollte. Vielleicht scheiterte die Idee an der Umsetzung. Ein Tischchen mit Wachstuch und Teller für Münzen darauf hätte schließlich zu viel Platz im Flieger eingenommen, und ein Münzschlitz an der Tür ist auf internationalen Strecken mit verschiedenen Währungen auch zu kompliziert.

1902 wollte man in Deutschland eine Kriegsflotte aufbauen und erhob deshalb eine Steuer auf schäumende Weine. Egal ob Sekt oder Champagner, immer wenn ein Korken mit Knall von der Flasche flog, war die Steuer fällig. Absurderweise wird diese Steuer noch heute erhoben, mehr als ein Jahrhundert später, nachdem die große Zeit der Kriegsflotten längst vorbei ist, ja, nachdem in zwei Weltkriegen die deutschen Kriegsflotten untergegangen sind. Auf deutschen U-Booten gab es die höchste Lebensgefahr für die dort dienenden Soldaten. Acht von zehn starben, eigentlich war man, sobald man dort seinen Dienst antrat, so gut wie tot. Trotzdem freut sich der Staat bis heute über 430 Millionen Euro Einnahme allein aus dieser perlenden Steuerquelle. Eine besonders makabere Steuer wurde unter anderem in Hannover im 18. Jahrhundert erhoben. Jeder Bürger musste tote Spatzen abliefern, die als Schädlinge galten. Wer nicht oder erfolglos auf die Jagd ging, musste zahlen.

## Steuerbescheid für die Germanen – nicht zustellbar

Auch bei Steuern ist der Erfindungsdrang ungebremst. Wer in den USA in ein Sonnenstudio geht, muss 10 Prozent Aufschlag bezahlen. Das Geld fließt direkt ins Gesundheitssystem. In Deutschland muss auf Schönheitsoperationen Mehrwertsteuer entrichtet werden, schließlich ist die Patientin hinterher mit Brustimplantaten mehr wert auf dem Flirtmarkt von *Parship* bis *Tinder*. Hausbesitzer waren überrascht, als ihnen die Kommunen Rechnungen schickten für Regenwasser, das auf ihrem Grundstück niederging, wenn dieses in die öffentliche Kanalisation gelangen konnte, auch Dachflächen wurden berechnet, fließt doch auch von dort der Regen in die städtischen Siele. Wenn Sie Häuser sehen, an deren vier Ecken große Regentonnen stehen, versucht jemand diese Steuer zu umgehen. Cafés in Städten müssen eine Steuer entrichten, wenn sie mit einer Markise für Schatten über ihren Tischen sorgen. Denn diese Markise ragt in den öffentlichen Luftraum, er gehört der Stadt, also ist eine Luftraum-Markisensteuer fällig. Wer ein Theater eröffnet, muss eine Parkplatzabgabe zahlen, denn ein Theater lockt Menschen mit Auto an. Für die horrenden Summe baut die Stadt jedoch keinen einzigen Parkplatz für das Theater, sie erhebt vielmehr Steuern für die Nutzung öffentlicher Parkplätze – für die man dann am Parkautomaten noch einmal bezahlen muss.

Heute macht man sich schnell verdächtig, wenn etwas

ohne Geld läuft. Ein Mann hilft beim Renovieren und taucht jeden Morgen wieder vor dem Haus des Nachbarn auf? Das kann doch nur Schwarzarbeit sein. Ein helfender Schwager, der ohne Geld mit anpackt? So etwas gibt es doch eigentlich gar nicht mehr. In Arbeitsbeziehungen hat der Staat den Austausch von Naturalien ganz verboten. Gemeinhin zahlt man Steuern auf Geld, das man verdient. Versucht man es auf andere Weise, entlohnt jemanden für seine Arbeit etwa mit einem Auto, einer Reise oder Karten für die Oper, so nennt das Geldmonster dies einen »geldwerten Vorteil«, der natürlich steuerlich geschätzt und bezahlt werden muss. Aber eine Begebenheit aus der Geschichte sollte uns Mut machen, denn nicht immer war es erfolgreich, den Deutschen hohe Steuern abzunehmen. Als kurz vor seinem eigenen Untergang das späte Römische Reich über den Rhein in die ostelbischen Gebiete der Germanen vordrang, arrangierten sich diese zunächst mit den Besatzern, die auch manchen Fortschritt mitbrachten. Doch als der Oberrömer Quintilius Varus versuchte, Steuern zu erheben, platzte den Germanen der Kragen, und die berühmte Varusschlacht im Teutoburger Wald nahm ihren Lauf, bei der ein riesiges römisches Heer niedergemetzelt wurde. Die Römer hatten keine Chance, denn die Wut der von Arminius angeführten Horden war grenzenlos. Man kann ihren tobenden Angriff auf Varus' Truppen als Reaktion auf einen Steuerbescheid des römischen Finanzamtes ansehen.